

DAS BUCHKAPITEL

oder auch nicht

„weltwärts“ mit der Deutsch-Tansanischen Partnerschaft e.V.

Ein Abschlussbericht von

Jan Hendrik [REDACTED]
TASEA

08. September 2010

Inhalt

<u>I. ALLER ANFANG IST SCHWER</u>	<u>2</u>
<u>II. BEOBACHTEN</u>	<u>2</u>
<u>III. LERNEN</u>	<u>5</u>
<u>IV. DENKEN</u>	<u>8</u>
<u>V. HANDELN</u>	<u>10</u>
<u>VI. KLARER SEHEN</u>	<u>11</u>
<u>VII. WAS BLEIBT?</u>	<u>12</u>

I. Aller Anfang ist schwer

Im Juni diesen Jahres wurde ich aufgefordert, einen kurzen Fragebogen zu meinen Erfahrungen im und mit dem Freiwilligendienst auszufüllen. Das ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil zum ersten Mal von mir erwartet wurde, dass ich nicht nur ein ganzes Jahr aus dem Stand reflektiere und zu einem gewissen Grad auch bewerte, sondern dies auch noch mit einer Aussage über die Nützlichkeit des weltwärts-Dienstes verknüpfe. Ich erinnere mich noch genau, wie ich auf meinem Bürosessel saß und mir überhaupt gar nichts einfallen wollte, was dem „Ernst“ der Situation auch nur im Entferntesten angemessen schien. Denn in einer Reflektion sollte jedes Wort ja auch deshalb gut fundiert sein, weil man sich schon Gedanken darüber gemacht hat.

Im Fragebogen hieß die Aufgabe: Wenn du ein Buch schreiben müsstest, das dein Leben beinhaltet – wie würde das Kapitel über Tansania heißen? Ich weiß heute nicht mehr, was ich geantwortet habe, aber ich weiß noch, dass ich lieber ein Buch als ein Kapitel geschrieben hätte. Paradoxerweise fühle ich mich heute, nachdem ich mir fast drei Wochen zum Einleben und Nachdenken gelassen habe, immer noch nicht dazu in der Lage, auch nur einen klaren reflektierenden Gedanken zu fassen, der meinem Freiwilligendienst ansatzweise Rechnung tragen könnte.

Woran liegt das? Warum sollte es mir nicht möglich sein, einfach all das aufzuschreiben, von dem ich mir im Laufe des letzten Jahres immer wieder gedacht habe: „Aha, hier haben wir einen Kandidaten für den Abschlussbericht. Daran kann man schön beschreiben wie / zeigen dass...“. Ich glaube, das geht aus dem gleichen Grund nicht, aus dem ich mich auch nicht – wie zuerst geplant – einfach an den Leitfragen entlanghangeln kann: Mein Jahr kann ich nicht in einzelne Themen aufteilen und die dann gesondert betrachten. Alles hängt mit allem irgendwie zusammen. Und jetzt wird von mir plötzlich erwartet, all das zusammenzufassen. Wie oft musste ich mir in den vergangenen drei Wochen die Frage anhören: „Na, wie wars da unten?“ Mein erster Impuls ist dann natürlich – ganz tansanisch und auch ein wenig deutsch - mit einem herzhaften „Gut!“ zu antworten. Das Problem dabei ist nur, dass so ein „Gut!“ im Grunde viel zu dumpf klingt um all das zu umfassen, was ich erlebt habe. Denn dazu gehören ja weiß Gott nicht nur die „guten“ Momente. Dazu gehören auch all jene Tage, an denen ich am liebsten im Dreieck gesprungen und direkt unter der Bettdecke in Deckung gegangen wäre. Im Grunde finde ich es auch paradox, dass ich nicht auch einfach fragen kann: „Na, wie war denn euer Jahr?“ Da gäbe es dann bestimmt ein paar verwunderte Blicke.

Natürlich ist es so, dass ich es nicht komplett unangenehm finde, wenn die Leute meinen Mut und meine Erfahrungen mit Lob überschütten. Schließlich finde ich ja auch, dass was dazu gehört, einfach mal so für ein Jahr sein gewohntes Leben aufzugeben und allerlei Risiken einzugehen. Ich kann das jetzt sogar noch besser einschätzen und weiß, dass ich es mir gegebenenfalls besser überlegen müsste, ob ich wirklich noch einmal so ein Jahr verbringen wollen würde. Und vor allem, wie.

II. Beobachten

Im Nachhinein fällt mir immer wieder auf, wie sehr sich mein Auslandsjahr in Tansania um die Arbeit gedreht hat. Die Arbeit war der Mittelpunkt und größte Teil des Tages, um nicht zu sagen sein Zweck. Außerhalb des Büros ist eigentlich wenig passiert. Dinge, die mich

erstaunt haben, die mich verärgert haben, die mich gefreut haben, die mich emotional in Wallung gebracht haben – eigentlich immer passierten solche Dinge während der Arbeit. Ich könnte es mir leicht machen – was ich aber nicht tun möchte – und das darauf schieben, dass ich ja so viel Zeit dort verbracht habe. Oder darauf, dass ich es als unmöglich empfunden habe, in Dar es Salaam wochentags noch soziale Beschäftigung außerhalb des Hauses zu finden. Sportclubs – immer nur mit anderen Weißen, zu denen aber später mehr. Party machen – nicht so ganz mein Ding, und noch dazu auch nicht ganz billig. Musik – nur in kirchlichen Einrichtungen. Und so gingen die Abende denn auch meist recht beschaulich und berechenbar zu.

Bei der Arbeit habe ich deswegen auch am meisten gelernt und beobachtet. Dabei ist mir aufgefallen, dass man zu beidem auch in einer gewissen Stimmung sein muss. Natürlich, beobachten kann ich immer – aber wie ich das tue, das hängt ganz stark davon ab, wie ich mich gerade fühle, wo ich gerade bin und was ich noch so erlebt habe.

Beim Beobachten ist mir oft aufgefallen, dass ich immer wieder verallgemeinert habe. Die Vorbereitung in Glücksburg war im Hinblick auf diesen Punkt ja sehr intensiv: Vorurteile, ihre Gründe, ihre Folgen, ihre Veränderung. Ich habe mich oft gefragt, ob es mir überhaupt auch nur ein einziges Mal gelungen ist, die kulturelle Brille abzusetzen und unvoreingenommen an die Menschen heranzugehen. In Glücksburg habe ich oft gedacht, dass das ja so schwer nicht sein könne. Man müsse sich, so meine Überlegung, ja bloß ein bisschen zusammenreißen und versuchen, gerecht zu bleiben. Trotzdem habe ich sehr, sehr oft einfach das, was mir gerade an einem Tansanier aufgefallen war, auf alle anderen gleich mit übertragen. Besonders häufig ist mir das in Situationen passiert, wo mir etwas Unangenehmes zugestoßen war. Wie oft habe ich nach einem Fußtritt im Dalladalla gedacht: „Was müssen diese rüpelhaften Blödmänner auch immer so rücksichtslos sein?“. Dann wurde ich ungehalten und sah in jedem einzelnen Tansanier im Bus plötzlich eine potentielle Quelle für einen weiteren Tritt. Hinterher habe ich mich oft ermahnt, dass ich mich in der Situation wirklich ungerecht verhalten hatte – und vor allem habe ich mich dabei ertappt, dass ich mich, der ich immer auf andere Füße achte wenn ich mich bewege, für etwas Besseres hielt. Und nicht nur mich, sondern Europäer ganz allgemein. Es hat mich wirklich beunruhigt, dass ich solche Gedanken auch gegen Ende des Jahres noch hatte. Eigentlich hatte ich sie da sogar noch öfter, vielleicht ja aus dem Grund, dass ich da mein Schutzschild gegen das Verallgemeinern und Verurteilen schon nicht mehr so hoch hielt wie noch zu Anfang – und sicherlich auch auf mehr detaillierte Erfahrungen zurückgreifen konnte. Denn Tansanier sind wirklich oft rücksichtslos. Was man nur nicht vergessen darf ist, dass wir es auch sind.

Wenigstens, so denke ich heute, habe ich solche Situationen als problematisch erkannt und hinterher ein schlechtes Gewissen gehabt. Mir mag vielleicht die Selbstdisziplin fehlen, meinen Ärger nicht auf alle Anwesenden zu übertragen, aber solange mir bewusst ist, dass ich damit eigentlich eine charakterliche Schwäche zeige zeugt das ja von einer gewissen Selbstkritik. Und die ist, das habe ich besonders im Umgang mit Matthew oft genug mitbekommen, im Miteinander sehr wichtig.

Manchmal ging es nämlich auch in die andere Richtung. Da habe ich mich dann gefragt, was jetzt wohl die Tansanier von mir denken. Ein Weißer, der sich in den Bus drängelt? Ein Weißer, der um 50 Schilling mehr oder weniger verhandelt? Ein Weißer, der schlechte Laune hat? Immer wieder habe ich mir vorgenommen, beim nächsten Mal über meinen Schatten zu springen und einfach den nächsten Bus zu nehmen oder mehr zu bezahlen. Aber das konnte ich nicht, denn über die Monate hat sich bei mir ein ziemlich starkes Bedürfnis

bemerkbar gemacht, den Tansaniern zu beweisen, dass Weiße ihnen im Grunde ganz ähnlich sind.

Es hat mich, um ehrlich zu bleiben, immer gestört, dass Tansanier Weiße für etwas Besonderes halten. Es hat mich gestört, weil ich Dinge nicht tun durfte, die für einen Schwarzen ganz selbstverständlich gewesen wären – wie zum Beispiel um 50 Schilling zu verhandeln oder mich in den Bus zu drängeln. Diese Denkweise war ja auch in Bagamoyo Thema, und vorbereitet bin ich durch Glücksburg auch gewesen. Aber das alles hilft noch nicht dabei, jeden Tag damit zu leben. Ich habe in diesem Zusammenhang viele Bilder vor Augen: Ein voller Dalladalla, aus dem heraus mich alle anstarren. Ein Ladenbesitzer, der mir nichts verkaufen will, weil ich finanziell gesehen ja auch zu Shoprite gehen könnte. Und natürlich gehört auch die Geldfrage dazu, genau so wie Kinder, die einem die Hand halten wollen, Schlepper, die einen ins Hotel ziehen, Diebe. Für mich hatte diese Andersartigkeit immer nur einen negativen Beigeschmack. Dabei finde ich es ganz süß, wenn mir drei Käsehochs an den Händen baumeln. Aber dann macht es mich auch traurig, dass denen schon von ganz klein auf eingebläut wird, einen Weißen müsse man sich warmhalten. Generell ist das für mich ein Zeichen unfassbarer Armut - geistiger Armut -, dieses ewige Klammern an den Weißen als das große, unerreichbare Beispiel an personifiziertem Erfolg und Vermögen. Und dazu gehört auch, dass ich nur ganz wenige Tansanier kennen lernen durfte, die irgendwann bereit waren, dieses Denken abzulegen. Herry und Ezekiel zählen dazu, und Celina.

Trotzdem habe ich immer versucht, durch mein Handeln und mein Verhalten zu zeigen, dass Weiße und Tansanier eigentlich nichts unterscheidet. Aber ich glaube es verlangt viel mehr Zeit in einem geschlossenen Kreis von Personen, um so eine Botschaft auch ankommen zu lassen. Vermutlich gelingt so etwas auf dem Dorf besser als in der Großstadt. Vielen Tansaniern, die ich zum Beispiel im Dalladalla getroffen habe, glaubte ich ihre Gedanken vom Gesicht ablesen zu können: „Was ist das denn für ein komischer Vogel. Warum nimmt der sich kein Taxi, das Geld hat er doch?“ Wäre ich jeden Tag mit den gleichen Leuten im Bus unterwegs gewesen wäre diese Frage sicherlich bald der Erkenntnis gewichen, dass manche Weiße auch tansanisch sein können. Wenn sie es denn wollen.

An dieser Stelle kann ich nicht anders als auch darauf einzugehen, wie andere Weiße sich so verhalten. Es ist mir deutlich geworden, dass auch ich mich nicht immer wie aus dem Kultur-Bilderbuch benommen habe. Ich glaube, dass das sowieso zuviel verlangt gewesen wäre. Aber die Art und Weise, wie sich andere Weiße verhalten, die lässt einen über seine Fehler in diesem Bereich ganz schnell hinwegsehen. Ich habe schon oft von einer „Entwicklungsindustrie“ gelesen, die schon lange ihr eigentliches Ziel ausgetauscht hat und nun nur noch existiert um sich selbst zu erhalten. Schon in geschriebener Form kann mich das wütend machen. Aber dann mitzerleben, wie sich sowohl Entwicklungsarbeiter als auch Wirtschaftsleute mit allem Eifer daran machen, das Bild von weißen Übermenschen aufrechtzuerhalten, das ist wirklich eine Herausforderung. Und es sorgt dafür, dass man schneller den Glauben an das verliert, was man als Freiwilliger tut: Man sieht all diese Menschen - die viel mehr Einfluss haben als man selbst - und man fragt sich, wie der eigene Beitrag dann gewichtet ist. Die Erfolge findet man nur im Kleinen, ich zum Beispiel mit unseren tansanischen Mitbewohnern. Wie oft habe ich mir gewünscht, dass all diese wichtigen Menschen auch nach Glücksburg fahren müssten, auch darauf vorbereitet würden, wie sie auf Tansanier wirken und was das bedeutet. Dass sie, genau wie wir, eine Vorbildung erhalten, von deren Kernthesen immer eine zu jeder Situation passt. Selbst wenn

man da, so wie ich in zahlreichen Fällen, erst später drauf kommt und sich dann denkt: „Gott, was hab‘ ich mich daneben benommen“ – besser als gar nicht.

III. Lernen

Oben habe ich Lernen und Beobachten in einem Satz genannt. Eigentlich wollte ich zuerst nur über meine Erfahrungen mit dem Beobachten schreiben, aber dann ist doch mehr draus geworden. Wenn ich mir jetzt also die im Grunde viel wichtigere Frage stelle, was ich daraus gelernt habe, dann sind meine Gedanken ein einziges Durcheinander. Ich habe mir in den letzten Wochen oft gewünscht, ich hätte mich abends jeden Tag hingesetzt und aufgeschrieben, was ich an diesem Tag gelernt hatte.

Ich glaube, an diesem Punkt muss ich mit der Arbeit bei TASEA beginnen.

Meine Gedanken sind, wenn ich jetzt an dieses eine Jahr in Tansania zurückdenken, immer sehr gespalten. Ich denke an gute und schlechte Erfahrungen, an die netten und weniger netten Leute die ich kennen gelernt habe, an die gute und schlechte Betreuung die ich erfahren habe, an die positiven und negativen Dinge, die ich gelernt habe.

Ganz im Vordergrund steht dabei sehr oft TASEA, wo ich so viel Zeit verbracht habe. Mir ist aufgefallen, dass ich bei TASEA eigentlich mein ganzes Jahr mit Projektplanung und –durchführung verbracht habe. Ein Projekt muss ja nicht immer etwas großes und langfristiges und finanzintensives sein, auch kleine Vorhaben sind Projekte. Ich habe oft gedacht: „Mensch, jetzt verwendest du dein Projektgeld gar nicht und machst gar kein Projekt“. Nun aber denke ich: „Du hast es wenigstens versucht“.

Das eine Projekt das ich entwickelt, geplant und zu Teilen ja auch durchgeführt habe - es hat nicht funktioniert. Ob das jetzt daran lag, dass Matthew in Wirklichkeit nie dahinter gestanden hat oder daran, dass meine tansanischen Partner eigentlich lieber das Geld wollten, das sie sich von meiner Mitarbeit versprochen haben – im Nachhinein ist mir das gar nicht mehr so wichtig. Zumal ich ja auch gar nicht ausschließen kann, dass das Projekt einfach eine schlechte Idee von mir war. Ich hatte zwar immer den Eindruck, dass ich alles gut durchdacht hatte, denn alle Tansanier haben mich darin bestätigt, dass die Idee toll sei. Erst später ist mir aufgefallen, dass das auch daran gelegen haben könnte, dass sie einfach andere Motive hatten oder daran, dass ich weiß bin. In diesem Zusammenhang glaube ich deswegen, dass mein Projekt vielleicht einfach verfrüht war, denn Gedanken über die Motive der Tansanier habe ich mir damals kaum gemacht.

Trotzdem ist es ja nun nicht so, dass ich nichts erledigt hätte. Das habe ich mir oft selbst gesagt. Ich habe eine Datenbank und eine Website entwickelt, ich habe Vorträge gehalten, Mitglieder betreut, Öffentlichkeitsarbeit betrieben, Wissen weitergegeben. All das war Teil meiner Arbeit, und all das habe ich auch geschafft – und das, obwohl ich von der Hälfte davon am Anfang keine Ahnung hatte.

Im Büro habe ich also auch einiges gelernt. Das bezieht sich natürlich nicht nur auf praktische Dinge, die ich sicherlich in Zukunft noch einmal gut gebrauchen kann. Vor allem aber bin ich froh, manche Erfahrungen der Arbeit in einer Organisation schon jetzt gemacht zu haben. Ich habe mir oft vorgestellt, nach fünf Jahren Studium endlich im Beruf anzukommen und dann mit dem Chef nicht zurechtzukommen – so wie mit Matthew über Teile des Jahres. Ich freue mich deshalb, dass ich jetzt schon am eigenen Leib erfahren durfte was alles passieren kann. Ich kann durch die Konfrontationen des letzten Jahres jetzt besser einschätzen was ich kann, wie viel ich mir zutrauen darf und wann es Zeit ist, besser nichts zu sagen und dem anderen seine Ansicht zu lassen. Ich finde es sehr vorteilhaft, dass mir nun

klar ist, dass auch im Berufsleben nicht immer alles glatt läuft, dass es Konflikte gibt und dass man sie nutzen und lösen muss. Teilweise war es dabei sehr beruhigend zu wissen, dass die Zeit bei TASEA klar begrenzt war. Auf der einen Seite hat das bei mir dazu geführt, dass ich manchmal Dinge gemacht habe die ich hinterher nicht mehr für besonders klug gehalten habe, aber auf der anderen Seite war es auch ein einmaliger Hintergrund zum Ausprobieren und Lernen.

Ich habe mich oft gefragt, woher die Schwierigkeiten in meiner Beziehung zu Matthew kamen. Eigentlich hatte ich mir ja vorgenommen, solchen Problemen durch Anpassung aus dem Weg zu gehen, aber zwischendurch habe ich bemerkt, dass ich dazu viel zu idealistisch an TASEA herangegangen bin. Irgendwie war für mich immer klar, dass TASEA als NGO für eine gute Sache eintritt. In dem Zusammenhang hätte ich nie für möglich gehalten, wie viel trotzdem schief laufen kann, wie viel persönliche Eitelkeiten überall mit reinspielen und was das für die Zusammenarbeit und auch die Qualität der Arbeit bedeutet. Exemplarisch dazu finde ich ein Beispiel aus dem März: Matthew gab mir nach dem Seminar, bei dem die neue Satzung festgelegt wurde, den Strategic Plan zur Kenntnisnahme. Darin war detailliert aufgeführt, wo TASEA dieses Jahr steht: Wie viele Mitglieder, wie die Aktivität ist, bis wohin der Einfluss reicht, wie das SunEnergy organisiert ist. Dabei war jede dieser Angaben bis ins Unendliche geschönt. Nein, es gibt nicht 340 Mitglieder. Nein, TASEA hat keinen internationalen Einfluss. Nein, das SunEnergy finanziert sich nicht selbst. Mich hat das sehr an politische Vorgänge erinnert – und daran, dass in Tansania das Wahre des persönlichen Gesichts so wichtig ist. Da wird lieber ein Problem aktiv übersehen und nichts getan als dort anzupacken, wo es nötig wird.

Damit konnte ich mich, so sehr ich es auch wollte, nicht wirklich abfinden. Ich kann auch heute noch nicht begreifen, wie man ein Zukunftskonzept auf wahllos geratenen Aussagen gründen kann. Für mich war das eine ziemlich Desillusionierung, denn wozu sollte ich mich bei TASEA anstrengen wenn gar nicht der Wille bestand, die Organisation ernsthaft voranzubringen.

Ein Problem dabei ist während meines Jahres auch die Machtfülle von Matthew gewesen. Der Vorstand, alles vielbeschäftigte Menschen, hat quasi jeden Beschluss aufgrund seiner Meinung getroffen – sei es das Scheitern des Reverse-FÖJ, die Ablehnung meines Projektes, der Aufbau des SunEnergy. Nie gab es eine zweite Meinung, nie hatte jemand das Bedürfnis, sich wirklich selbst mit dem Thema auseinanderzusetzen. Oft genug kam mir TASEA vor wie eine Ansammlung von Menschen, die sich gerne wichtig fühlen. „Ich bin Vorstandsmitglied bei TASEA“ – dass sich die eigenen Mitglieder über TASEA lustig machen und die Organisation ohne das Freiwilligenprojekt kaum über Dar es Salaam hinausreichen könnte stört niemanden – man kann es sich ja schönreden.

Dieses Gefühl hatte ich oft auch bei Matthew, der immer sehr korrekt sein wollte und großen Wert auf professionelle Formulierung und komplizierte Worte legte, deren Bedeutung dabei so weit gefasst war, dass man sich ihre Verwendung auch hätte sparen können. Zum Beispiel eine Bezeichnung aus den „detailed TASEA activities for 2011“: „Facilitation of energy advisory services“. Das ist keine Tätigkeit, aber ich finde es komisch, dass mir aus dem Stand etwa fünfzehn Tätigkeiten einfallen, die darunter fallen könnten obwohl es sich ja schon um eine „genaue Auflistung der Tätigkeiten“ handeln soll.

Diese ganze Wertschätzung des Formellen ohne Aussage hat es mir auch erschwert, direkt Einfluss auf die Arbeitsbedingungen bei TASEA zu nehmen. Eigentlich war ich ja recht frei, was ich in der Arbeitszeit bearbeiten wollte, solange ich im Büro bereitstand. Wann immer

ich die Chance hatte auch mal Tätigkeiten in der Stadt zu übernehmen wurde lieber Celina geschickt. Natürlich kannte die sich in der Stadt besser aus, aber es gab ja auch wenig Chancen, das zu ändern. Ich habe dann, gerade in der Anfangszeit, oft vermutet, dass Matthew mich lieber im Büro unter Kontrolle halten wollte – und vielleicht auch, weil er mit meiner Arbeitskraft zunächst mehr bewegen konnte. Aber ab April hatte sich das ja vollständig geändert – dazu später mehr, denn hier setzt des Thema „Lernen voneinander“ an.

Ich glaube, an dieser Stelle kann ich mich denn auch bewusst der Frage der Betreuung widmen. Da bei mir Einsatzstelle und TASEA zusammenfallen möchte ich das gerne nach Olivia und Matthew aufschlüsseln. Bei Matthew habe ich, wie bei vielen anderen Tansaniern im Umfeld von TASEA, oft eine sehr negative Einstellung zu Freiwilligen beobachten können. Mit all seinen Bedenken gegenüber Freiwilligen hat Matthew dabei ja Recht – wir sind jung, unerfahren, überschwänglich. Aber das ist kein Grund, uns nicht wie denkende und vollwertige Menschen zu nehmen. Die Art und Weise, wie er mich oft verleugnet, herumkommandiert, generell behandelt hat zeigt mir persönlich einfach, dass von seiner Seite wenig Achtung für meine Tätigkeit vorhanden war. Ob das an persönlichen Antipathien lag – der jetzige Jahrgang wird es zeigen. Auf jeden Fall hat es mir das und die Art, wie er auch andere Freiwillige behandelt hat erschwert, in Matthew eine Betreuung zu sehen – denn von Betreuung erwarte ich ja Verständnis für mich und meine Gedanken. Und vor allem erwarte ich Vertrauen in meine kulturellen Fähigkeiten. Es nützt mir nichts, wenn mein Betreuer mich konsequent vom Kontakt mit Tansaniern (und selbst mit Ezekiel) abhalten will, weil er mich für kulturell nicht fit genug befindet. Es wäre dann ja auch seine Aufgabe, mir diese kulturelle Finesse beizubringen.

Olivia habe ich da ganz anders erlebt. Sie ist eine solche Seele von Mensch, dass gerade dies manchmal sogar anstrengend wird. Wie oft hat sie mich nach meinem Befinden gefragt, wie oft ist sie nach der Arbeit bei uns aufgeschlagen wenn ich im Büro mal Kopfschmerzen hatte. Trotzdem – über kulturelle Themen habe ich auch mit Olivia nicht wirklich sprechen können. Ihr fehlt da, glaube ich, einfach der Einblick in uns als Freiwillige. Genau so wie wir die europäische Brille tragen trägt Olivia die ihrer großen Erfahrung. Ihrer Meinung nach hat sie alles schon mal erlebt und erwartet dann von einem, dass man die Situation so löst wie das die ehemaligen Freiwilligen auch getan haben.

In Sachen kultureller Betreuung haben Ezekiel und Herry – und natürlich Constantin – einen viel größeren Beitrag leisten können. Das ist ja aber an sich auch nicht weiter verwunderlich, schließlich haben wir gemeinsam gelebt.

Fachliche Betreuung – das war ja eher Matthews Aufgabe – habe ich eigentlich kaum erhalten und eigentlich auch selten gebraucht. Nur für das Solarprojekt hätte ich mir mehr Unterstützung gewünscht, aber natürlich fällt es Matthew schwer, ein Projekt zu unterstützen das er selber nicht für sinnvoll hält. Hier spielt aus meiner Sicht auch das Problem mit der Formversessenheit wieder mit, weil sich die Projektberatung von Matthew oft darauf beschränkte, immer neue Formvorlagen zu schicken, Layoutverbesserungen anzumahnen oder ganze Dokumente wegen einzelner Worte zurückzugeben. Mir selbst ist es teilweise passiert, dass Matthew in Word einen Text sprachlich verbesserte und gelb hinterlegte – um ihn dann mit der Anweisung zurückzuschicken, die gelben Stellen zu entfernen. Ich glaube, dass insgesamt durch die Beratung viel Zeit verloren wurde, die eigentlich besser hätte genutzt werden können.

Ich glaube, zu deiner Betreuung von der DTP aus haben wir alle schon viel Positives gesagt. Du hat immer ein offenes Ohr und riesiges Verständnis für uns gehabt. Ich habe immer gewusst, dass ich mich mit allem möglichen auch an dich wenden konnte. Natürlich habe ich mich manchmal gefragt: „Muss das jetzt an Tanja gehen?“, aber das liegt vielleicht eher daran, dass ich oft selbst nicht einschätzen konnte, wann etwas wirklich wichtig und wann nur nebensächlich war. Schließlich weiß ich ja auch, dass du selbst genug zu tun hast.

Bei mir ist es zumindest nicht soweit gekommen, dass ich mich einmal komplett alleine gefühlt hätte. Besonders, dass Constantin und ich uns so gut verstanden haben hat oft geholfen. Wir hatten oft zu Dingen die gleiche Meinung und haben es ziemlich gut miteinander ausgehalten. Überhaupt habe ich das Gefühl, dass ihr uns damals völlig zu Recht zusammengesteckt habt. Wir haben glaube ich beide viel vom anderen gelernt, auch von unseren Reaktionen auf die tansanische Kultur. Die Tatsache, dass wir uns eigentlich kaum gestritten haben ist meiner Meinung nach besonders darauf zurückzuführen, dass wir nicht gemeinsam gearbeitet haben. Überhaupt finde ich dieses Modell gar nicht so ungünstig, da man sich nicht so leicht auf den Senkel geht und sich vor allem intensiver austauschen kann. Der andere hat schließlich einen ganz anderen Tag hinter sich. Darüber hinaus können Probleme zum Beispiel bei der Arbeit so auch immer noch aus einem zweiten Blickwinkel betrachtet werden. Mir hat Constantin auf diesem Weg oft dabei geholfen, offen zu bleiben und mich nicht zu schnell auf eine Interpretation von Ereignissen festzulegen. Ganz konkret ist es nicht selten vorgekommen, dass einer von uns rauchend vor Wut nach Hause kam und erst mal Dampf ablassen musste. Dabei hat der andere meist irgendetwas gesagt, was dann den ganzen Ärger plötzlich ungerechtfertigt erscheinen ließ.

Auf diese Weise konnten wir viele Situationen entschärfen, was ganz sicher dazu beigetragen hat dass es insgesamt weniger Konflikte gab.

IV. Denken

Wenn ich darüber nachdenke, was die Tansanier eigentlich von meiner Zeit in Dar es Salaam gehabt haben bin ich mir wirklich nicht sicher. Die einleuchtendste Aussage wäre jetzt, dass ich mich immerhin für erneuerbare Energien eingesetzt habe, aber wenn ich da Erfolge suchen sollte müsste ich das an der Arbeit von TASEA bemessen. Und da sehe ich eigentlich kaum Fortschritte, ich kann nicht wirklich sagen, ob und wie TASEA sich weiterentwickelt hat. Meine Meinung ist, dass die Atmosphäre ein bisschen zu konservativ ist, dass neue Ideen gerade vom Büropersonal es sehr schwer haben, ernst genommen zu werden. Das schließt auch Olivia mit ein. Wenn ich darüber nachdenke, wozu das AGM und die neue Satzung hätten genutzt werden können und dann sehe, dass im Vorstand wieder alle (bis auf einen) über fünfzig sind und die Satzung eher noch undurchsichtiger ist, dann tut mir das auch ein bisschen weh.

Trotzdem – TASEA hat von meinem Aufenthalt auch profitiert, da bin ich sicher, und sei es nur wegen kleiner Sachen. Ich glaube, es war einfach wichtig, dass ich bei TASEA bei der Hintergrundarbeit mitgemacht habe, denn davon gibt es genug für sechs Leute.

Die Erfolge und Aha-Erlebnisse für mich sind aber auch hier eher im Kleinen zu suchen. Besonders zwischen Celina und mir hat sich ab März viel verändert, wir haben uns besser kennen und schätzen gelernt. Anfangs war es ja so, dass ich sie zu apathisch und langsam hielt, wären sie mich als einen Aufschneider abstempelte. Dann allerdings sind wir ein richtig tolles Team geworden – sie schneller und ich langsamer. Plötzlich war da ein ganz neuer Respekt, der mir auch mal wieder die Vorschnelligkeit meines Urteils bewusst gemacht hat.

Der erste Eindruck hat mich wirklich getäuscht – nie hätte ich erwartet, dass wir uns mal so gut verstehen, gegenseitig decken, unterstützen würden wie ab April. Ich glaube, Celina hat das gezeigt, dass ich auch lernfähig bin – und nebenbei gab es dann auch viel intensiveren Austausch über unsere Lebensweisen.

Für Ezekiel, Herry und meine anderen näheren Bekannten und Freunde hat meine Gegenwart aus meiner Sicht genau das gebracht, was nun mal das Ziel der Völkerverständigung ist: Einigkeit, Verständnis, Erfahrungen mit meinem Wesen und meinem Hintergrund. Das alles ist immer zweiseitig, mal angenehm, mal nicht. Aber lehrreich war es für alle Beteiligten. Dieses enge Zusammenleben hat den Blick von zumindest drei Tansaniern auf Weiße für immer verändert, und das ist ja, wie oben beschrieben, gar nicht so leicht. Mir persönlich tut es auch gut, sich das mal klarzumachen: Durch mein Mitwirken hat sich für manche Menschen (mich eingeschlossen) etwas verändert – so etwas habe ich bei meiner Arbeit fast nie gesehen. Und sei es auch nur, dass Herry sich die Zähne jetzt nach dem Essen putzt, weil er das irgendwie schlüssiger findet.

Natürlich haben nicht nur die Tansanier etwas von meinem Freiwilligendienst gehabt. Ich finde es immer noch schwer, klar herauszusehen, wie ich mich verändert habe. Ich hätte zum Beispiel schwören können, dass Tansania mich geduldiger gemacht hat, aber zurück in Deutschland habe ich das gar nicht mehr so bemerkt. Das Leben hier lässt einfach nicht immer Platz für Geduld, und da passe ich mich dann an.

Das Wichtigste, was ich an mir entdecken konnte war meine Emotionalität. Mein Erfolgsrezept gegen Gefühle, besonders gegen solche unangenehmer Art, war eher unwillig - Enttäuschung wurde eingeschlossen und ignoriert, Freude eher innerlich gefeiert. In Tansania hat sich das geändert, es gelingt mir nicht mehr so gut, an meinen Gedanken vorbeizuleben. Wenn nun tagsüber etwas passiert was mir irgendwie nahegeht dann verfolgt mich das plötzlich auch später noch. Ich mache mir dauernd Gedanken, bereite Gespräche innerlich vor. Ich kann mir nicht genau erklären, weshalb ich mich jetzt so entwickelt habe, und manchmal wünsche ich mir immer noch, manche Sachen einfach so einstecken zu können. Diese neue Erfahrung überfordert mich manchmal auch, gerade jetzt zu Beginn des Studiums wo so viele neue Dinge auf mich einströmen, so viele Termine einzuhalten sind, so viel Unsicherheit herrscht.

Ich weiß noch genau, wie ich die Idee des Re-Entry-Schocks immer für ziemlich abwegig gehalten habe. Aber die Wiedereingewöhnung hier in Deutschland fällt mir jetzt deutlich schwerer als das Ankommen in Tansania. Das hätte ich nie so erwartet. Plötzlich fallen mir ganz alltägliche Dinge viel schwerer als gewohnt, ich kann mich weniger konzentrieren – ich glaube, das sind alles Folgen der ganz veränderten Anforderungen bei TASEA und in Dar es Salaam. Das Leben ist im Vergleich zu Tansania ungleich anspruchsvoller geworden, und darauf war ich nicht wirklich vorbereitet.

Ich habe ja schon erwähnt, dass ich mich selbst in Tansania oft auch mal kritisch betrachtet habe. Das tue ich jetzt oft auch in Deutschland viel bewusster, ich denke oft über den letzten Tag nocheinmal nach und bin mir meiner Wirkung auf Menschen viel bewusster geworden. Es ist mir wichtiger geworden, wie andere über mich denken – das führe ich direkt darauf zurück, dass es mir wichtig war, einen „normalen“ Eindruck auf die Tansanier zu machen. Mit dieser Entwicklung bin ich nur begrenzt zufrieden, weil ich nicht sicher bin, ob ich mich damit nicht zu sehr verfremde. Schließlich möchte ich auch noch ich selbst bleiben können. Die Herausforderung ist, trotzdem selbstkritisch zu bleiben. Das alles muss nicht heißen, dass ich jetzt plötzlich nur noch Markenklamotten trage, aber es heißt schon, dass ich erkannt habe,

dass ich mich nicht immer durchsetzen muss. Auch das habe ich von Matthew gelernt, denn ein gewisser Trotz gehört da ja auch dazu.

V. Handeln

Im Anschluss stellt sich nun natürlich die Frage, wie mich das Ganze weitergebracht hat. Ich glaube, ich reagiere jetzt stärker auf Menschen, kann besser abschätzen mit wem ich es zu tun habe. An manchen Überzeugungen halte ich zwar immer noch fest, zum Beispiel, dass jeder mit ein bisschen Disziplin fast alles schaffen kann. Mir ist jetzt aber bewusster, dass manche Menschen dabei mehr Erfolg haben können als andere, ohne dass dies letztere gleich weniger sympathisch machen muss.

Das möchte ich mir in Deutschland auf jeden Fall bewahren. Dazu gehört auch eine ganz neue Wertschätzung für Meinungen und Weltanschauungen. Mir ist sehr bewusst geworden, dass alle Menschen verschieden sind und man jedem seinen Platz geben muss. Matthew hat mich in der Hinsicht viel gelehrt, denn ich möchte ja später auch mal Verantwortung über Mitarbeiter übernehmen. Von Matthew habe ich, so ungerecht das auch klingen mag, vor allem gelernt, wie ich das am Besten nicht anstelle. Wie wichtig es ist, alle Meinungen zu respektieren, weil neue Blickwinkel immer gut sind. Kein Informationsmonopol aufstellen zu wollen weil ich auch nicht unfehlbar bin. Immer mehrere Perspektiven zu kennen bevor verurteilt wird. Ich habe mir sozusagen vorgenommen, all das besser zu machen, was mich an ihm manchmal gestört hat.

Es geht mir also darum, meine Erfahrungen hauptsächlich durch mein Benehmen und meine Handlungen weiterzugeben. Ich finde das viel natürlicher als auf Menschen zuzugehen und sie darauf hinzuweisen, wie Menschen in anderen Erdteilen leben.

Ich habe mich in den vergangenen Wochen auch von der Idee verabschiedet, einen Tansania-Abend zu veranstalten, auf dem ich meine Erfahrungen und Berichte noch einmal vorstelle. Ich favorisiere es eher, in Einzelgesprächen auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hinzuweisen, konkret zur Situation passende Beispiele zu geben und ab und zu mal einen Kommentar fallen zu lassen, zum Beispiel darüber, dass man auch anders leben kann. Dass man bestimmte Dinge nicht braucht. Vor allem habe ich jetzt schon oft gehört, worauf Menschen nicht zu verzichten glauben können. Solche Themen werden meistens im Spaß angesprochen. Letztens meinte ein Freund von mir, der jetzt alleine lebt, dass er plötzlich kein Verlangen mehr nach Lasagne verspürt, weil er keine Zeit findet, eine zu machen. Ein anderer sagte, das könne er sich ja im Leben nicht vorstellen. Ich denke dann immer, dass ich das vor einem Jahr auch noch gedacht habe. Und siehe da, ich lebe immer noch. Manchmal sage ich dann auch etwas, aber ich finde es schwer, in solchen Situationen dann nicht als der besserwisserische Moralapostel rüberzukommen. Meistens freue ich mich dann einfach über meinen Erfahrungsvorsprung in diesem Bereich.

Obwohl ich also lieber in Einzelgesprächen erzähle habe ich zum Beispiel an meiner ehemaligen Schule angeboten, künftig bei den dauernd veranstalteten Berufsmessen oder anderen Informationsveranstaltungen zu referieren. Meine ehemalige Tutorin hat mich auch schon für ihren Geschichtskurs gebucht.

Ganz wichtig ist mir außerdem, meine Sprachkenntnisse einzubringen und zu behalten. Ich habe mich schon nach Swahili-Zirkeln umgeschaut, denn dort kann ich die Erfahrungen vielleicht nicht nur einbringen, sondern auch weiterhin reflektieren. Zwar bin ich mit keinem dieser Punkte bisher soweit gekommen, dass ich sagen könnte, ich hätte schon wirklich etwas eingebracht und das Bild von Afrika geändert, aber ich finde, dazu ist ja auch noch ausreichend Zeit. Ich habe dieses Jahr ja auch gemacht, um noch lange etwas davon zu

haben und Erfahrungen fürs Leben zu sammeln. Es ergäbe ja keinen Sinn, nun auf Teufel komm raus loszulegen. Das Wichtigste ist für mich, am Thema Tansania und an der DTP dranzubleiben und immer dann von meinem Wissen und meinen Erfahrungen Gebrauch zu machen, wenn ich das für sinnvoll halte.

VI. Klarer sehen

Meine Einstellung zur Entwicklungszusammenarbeit hat sich sehr verändert. Ich habe, wie schon erwähnt, viele (subjektiv) schlechte Beispiele kennengelernt, Menschen, die einen ganz anderen Ansatz verfolgen als die DTP und wir. Mir ist klar geworden, dass Entwicklung ziemlich vielschichtig ist und nicht nur vom Willen der Empfänger, sondern vor allem von der Motivation der Geber abhängt. Entwicklungszusammenarbeit ist, wie ich zu meiner anfänglichen Überraschung feststellen musste, ja keineswegs so selbstlos wie das gerne kommuniziert wird. An sich ist sie, zumindest auf der politischen Ebene, ein Wirtschaftszweig wie jeder andere.

Ich habe, was Entwicklung generell angeht, vor allem von den Afrikanern selbst jetzt ein ziemlich negatives Bild erhalten. Natürlich ist das wieder eine Verallgemeinerung und eigentlich spreche ich nur über die Tansanier aus meiner Erfahrung. Die Beispiele von Korruption und Überheblichkeit, die ich gesehen habe, zerstörten in mir die Vorstellung, Tansania könnte sich bedeutend weiterentwickeln. Ich hatte jetzt ein Jahr lang Gelegenheit dabei zuzusehen, wie es den meisten tansanischen Politikern ausschließlich darum geht, sich selbst an der Macht zu halten und ihre Privilegien zu sichern. Wie sie in großen Autos über die schlechten Straßen an baufälligen Hütten vorbei zu ihren großen, weißen Villen fahren und dann davon sprechen, demnächst ein Atomkraftwerk zu bauen und das Verkehrsproblem in Dar es Salaam mithilfe einer elektrischen Straßenbahn zu lösen. Es gibt sicher Ausnahmen, aber mein Eindruck ist, dass viele tansanische Politiker nicht wie Staatsbürger, sondern wie Privatpersonen handeln. Ich vermute, in Tansania geht es eher um schnelle als um sinnvolle Entwicklung. Viele gute Projekte scheitern da schon mal an den Eitelkeiten der Politiker.

Zur Politik hat sich meine Einstellung daher zum negativen verändert. Besonders, da NGOs und andere Hilfseinrichtungen ja auf die Politik angewiesen sind, um die großen Würfe - von denen sie träumen und zu denen sie teilweise ja auch fähig sind - auch wirklich zu tätigen.

In unseren Seminaren ist ja schon ziemlich oft Thema gewesen, dass man sich stärker um „Sustainability“ sorgen sollte. Das habe ich auch selbst oft bemerkt. Ich glaube, die Entwicklungszusammenarbeit sollte sich stärker darauf fokussieren, Geld bereitzustellen, keine Ideen. Es müsste Tansaniern möglich sein, zu einer Organisation wie der DTP hinzugehen und zu sagen: „Guck mal hier, das ist meine Idee, könnt ihr mir Geld geben?“ Der Ansatz, Tansanier von einer eigenen Idee zu überzeugen ist viel komplizierter, wie ich ja selbst bemerken durfte. Natürlich muss es auch immer eine Evaluation geben, aber der optimale Weg führt meiner Meinung nach weg von der erschlagenden Bürokratie, die es auch bei TASEA im Moment noch gibt und hin zu einem eher benutzerfreundlichen Modell, dass nicht nur auf Großprojekte abzielt und auch dem kleinen Mann zugänglich ist.

VII. Was bleibt?

Es fällt mir, um ein letztes Mal auf unsere Leitfragen zurückzukommen, ziemlich schwer, jetzt meine Motivation von vor eineinhalb Jahren zu reflektieren. Irgendwie erscheint mir das Jahr in Tansania noch zu nah.

Ich hatte mir bei meiner Bewerbung ja an sich kaum bewusst Gedanken gemacht. Für mich war klar, dass ich unter keinen Umständen nach der Schule direkt studieren wollte. Außerdem hatte ich keine Lust, neun Monate beim Zivildienst „abzusitzen“, wie es ein älterer Freund von mir mal beschrieben hat. Auf der Suche nach finanziell im Rahmen der Möglichkeiten liegenden Programmen traf ich erst auf weltwärts und dann auf die DTP. Die Website sah gut aus, und dann habe ich mich beworben, ohne bis zu diesem Zeitpunkt eine spezielle Motivation für Tansania vorweisen zu können.

Später habe ich mich dann intensiver damit beschäftigt. Ich hatte irgendwann das Bedürfnis, mal etwas ganz anderes machen zu wollen als die tägliche Arbeit in der Schule. Natürlich hat das mit der Vergabe der Einsatzstellen nicht ganz geklappt, aber meine Enttäuschung von damals kann ich heute kaum noch nachvollziehen. Schließlich habe ich das Beste daraus gemacht.

Das leitet mich auch zu meiner grundlegendsten Motivationskomponente: Es klang nach einer unglaublichen Herausforderung. Sowas hatte ich noch nie gemacht. Ich wollte wissen, ob ich das kann, ob ich den Mut und die Fähigkeiten habe, um so ein Freiwilligenjahr durchzustehen. Im Nachhinein weiß ich, dass ich viele Fähigkeiten dazu auch erst entwickelt habe, als ich schon in Tansania war. Das gehört nämlich auch zum Lernprozess.

Im Grunde genommen habe ich mich damit gar nicht wirklich damit auseinandergesetzt, was so ein Jahr Freiwilligendienst wirklich bedeutet. Naiverweise habe ich ausgeblendet, dass nicht alles glatt laufen würde, habe die vielen Gefahren und Herausforderungen und schwierigen Momente verdrängt und mich einfach darauf gefreut, endlich loszulegen und etwas zu tun, was sich nicht jeder traut.

Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, wie unbekümmert ich damals losgefahren bin – das erscheint mir schon grob fahrlässig. Ich weiß jetzt viel besser, was man in der Entwicklungszusammenarbeit alles mitbringen muss, charakterlich. Und ich weiß, dass ich definitiv nicht in der Entwicklungszusammenarbeit tätig werden möchte. Ich bin jemand, der Ergebnisse braucht, die man auch sehen kann. Ich möchte ein klares Ziel und einen klaren Zeitrahmen haben. Ich möchte außerdem Verantwortung übernehmen können und möglichst wenig von anderen Menschen abhängen, deren Ideologie so völlig unterschiedlich ist als meine. Ich habe zwar gelernt, mit so etwas umzugehen, aber zwischen etwas können und etwas wollen, da sehe ich einen Unterschied.

Für mich bedeutet das alles auch, dass ich mir, sollte mich meine berufliche Zukunft mal in so eine Richtung führen, die Entscheidung für oder gegen eine Beschäftigung in einem anderen Land deutlich schwerer machen würde als ich das vor Tansania getan habe. Ich kann jetzt viel besser einschätzen, was das bedeuten würde. Und das ist nun ja wirklich eine Erfahrung - fürs Leben.